

27]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Es knackte am Saum der Lannen, und herauskam Rud, auf dessen Rücken Pelle hing. Ruds zu großer Kopf hing vornüber, seine Beine schlotterten, seine Stirn, die bei den Augen einfiel und oben an der Haarlinie stark hervorsprang, war voll von blauen Flecken und alten Narben — sie wurden jetzt sehr deutlich sichtbar infolge der Anstrengung. Beide Jungen waren über den ganzen Körper voll roter Stellen von dem Gift der Lannennadeln. Pelle ließ sich auf die Wiese niederfallen und blieb auf dem Bauch liegen, Rud ging langsam hin, holte das Fünfundzwanzigstücker und reichte es zögernd dem Besitzer. Er duckte sich überwunden, aber in seinem Blick lauerte der Gedanke an einen neuen Streich.

Pelle betrachtete die Münze zärtlich. Jetzt hatte er sie seit dem April gehabt, seit damals, als er das Hafelfett kaufen sollte; alles Begehrtenwerte hatte er sich dafür gekauft, und zweimal hatte er sie verloren — er liebte das Geldstück. Es war wie ein Krabbeln in den Fingern — im ganzen Körper, immer forderte es ihn auf, es auszugeben, kam bald mit diesem, bald mit jenem Vorschlag. Rollen, rollen! Danach sehnte es sich offenbar; und das kam daher, weil es rund war, sagte Vater Vasse. Aber reich werden, das hieß: das Geld im Rollen aufhalten! Pelle, der würde schon reich werden. Und dann krabbelte es beständig in ihm, das Geldstück auszugeben, es so auszugeben, daß er alles dafür bekam — oder etwas, das er sein ganzes Leben haben konnte.

Sie sahen an dem Abhang am Bach und zankten sich; Rud hatte es darauf abgesehen, zu imponieren, er sah da und prahlte, um Eindruck zu machen. Er bog die Finger hintenüber und bewegte die Ohren, er konnte sie lauschend vornüberlegen wie ein Pferd. Das alles ärgerte Pelle mächtig.

Plötzlich hielt er inne. „Krieg ich nun auch die fünfzig Dere? Dann sollst Du auch zehn Kronen haben, wenn ich erst groß bin.“ Rud sammelte Geld — er war schon geizig — hatte eine ganze Schachtel voll Münzen, die er der Mutter weggenommen hatte.

Pelle begann sich eine Weile. „Na, Du wirst ja doch nie groß — Du bist ja ein Zwerg!“ Der pure Neid klang aus seiner Stimme.

„Das sagt die Sau auch! Aber dann laß ich mich auf den Jahrmärkten und Johannisabend in Almindinge für Geld sehen. Dann werd' ich fürchterlich reich!“

Es tat Pelle inwendig weh. Sollte er ihm die ganzen fünfzig Dere geben, für gar nichts? Das hatte noch nie einer getan, so viel er wußte. Und dann einmal, vielleicht, wenn Rud schrecklich reich wurde, kriegte er die Hälfte ab. — „Willst Du es haben?“ fragte er, beruhte es aber gleich wieder.

Rud streckte begehrlig die Hand aus, aber Pelle spückte hinein: „Es hat woll Zeit bis wir gegessen haben,“ sagte er und ging nach dem Vorratskorb hinüber. Eine Weile standen sie beide da und glockten in den leeren Korb hinein.

„Die Sau is hier gewesen!“ sagte Rud und steckte die Zunge aus.

Pelle nickte. „Sie is der leibhaftige Satan.“

„Ein Diebsweib,“ sagte Rud.

Sie sahen zu der Sonne hinauf, um die Zeit zu bestimmen. Rud behauptete, daß, wenn man sie sehen könne, indem man sich vornüber beugte und zwischen die Beine hindurchsah, dann sei die Uhr fünf. Pelle fing an, sich wieder anzuziehen.

Rud umkreiste ihn. „Du,“ sagte er plötzlich, „wenn ich es kriegen kann, dann darfst Du mich mit Kesseln peitschen.“ „Auf 'm bloßen Leib?“

Rud nickte.

Mit einem Sprung war Pelle wieder aus den Hosen heraus und bei einer Kesselgruppe. Er riß sie mit Hilfe eines Aleeblattes aus, sovielen, wie er umklammern konnte, und kehrt zurück. Rud legte sich auf den Bauch, über einen kleinen Hügel, und das Peitschen begann.

Die Verabredung lautete auf hundert Siebe, aber als Rud zehn bekommen hatte, sprang er auf und wollte nicht mehr.

„Dann kriegst Du auch das Geld nich,“ sagte Pelle. „Willst Du oder willst Du nich?“ Er war rot infolge der Spannung und Anstrengung. Der Schweiß stand ihm schon in Perlen auf seinem schlanken Rücken — er hatte gut zugehauen. „Willst Du, oder willst Du nich? — Denn meinetwegen fünfund-siebzig Siebel!“ Pelles Stimme zitterte vor Eifer, er mußte die Nasenlöcher blähen, um Luft genug zu bekommen, seine Glieder fingen an zu bebem.

„Na — sechzig — Du schlägst so hart! Und dann will ich das Geld erst haben, sonst kannst Du mich betrügen.“

„Ich betrüge nich,“ sagte Pelle finster. Aber Rud beharrte auf seinem Verlangen.

Pelle wand sich. Er war wie ein Wiesel, das Blut geschmeckt hat. Mit einem Ruck schleuderte er Rud die Münze hin und stieß ihn um. In ihm weinte es, weil er auf die vierzig Schläge verzichtet hatte, aber er gelobte sich selbst, um so kräftiger zuzuhauen.

Dann schlug er, langsam und mit seiner ganzen Kraft, während Rud den Kopf ins Gras hineinbohrte und das Geldstück fest umklammerte, um Kraft zu sammeln. Es lag Daß in jedem Schläge, den er schlug, und sie gingen wie Stöße durch den Leib des Kameraden, aber der jammerte nicht. Nein, sein Jammern hatte keine rechte Art, die Münze, die er in der Hand hielt, nahm wohl die Schmerzen weg. Aber in Pelles Körper flammte die Lust wie Feuer, die Arme fingen an, vor Müdigkeit zu versagen, mit jedem Schlag sank seine Lust — es war nur eine Arbeit, nichts als saure Arbeit. Und das Geldstück — die schönen fünfzig Dere — entglitten ihm mehr und mehr, fortan würde er wieder arm sein — und Rud weinte nicht einmal. Bei dem sechsundvierzigsten Schlag drehte er das Gesicht herum und steckte die Zunge heraus. Da fing Pelle auf einmal an zu brüllen. Er warf die sauerigen Kesseltengel weit weg und lief auf die Tennen zu.

Da sah er den Rest des Tages unter einer Düne und trauerte um seinen Verlust, während Rud unten unter dem Abhang am Bach lag und seinen blasigen Körper mit nassem Lehm kühlte.

10.

Per Ole war doch nicht der, für den sie ihn gehalten hatten. Jetzt, wo er auf diese Weise erlöst war, wäre es wohl in der Ordnung gewesen, wenn er dem armen Kerl, dem langen Ole, eine hilfreiche Hand gereicht hätte — da der doch um seinetwillen ins Elend gekommen war. Aber das fiel ihm gar nicht ein! Nein, er fing an zu hummeln. Trinken und Schwärmen und flatternde Weiberöcke umgaben ihn den ganzen Sommer, und jetzt, zum Umziehtag, ging er weg und nahm Arbeit im Steinbruch an — um mehr sein eigener Herr zu sein. Da war nicht Freiheit genug für ihn auf Steengaarden. Das Gute in ihm, dem er noch nicht denaraus gemacht hatte, sollte da oben schon Füße zum Davonlaufen bekommen.

Der lange Ole konnte ja nicht auf Steengaarden bleiben, Krüppel, der er war. Er bekam seinen halben Lohn ausbezahlt, aus lauter Entgegenkommen von seiten des Bauers; das war mehr als er beanspruchen konnte — und doch immerhin so viel, daß er nach Hause kommen und irgend etwas anfangen konnte. Manch eine Arbeit ließ sich zur Not mit einer Hand verrichten, und jetzt, wo er Geld hatte, konnte er sich doch wohl eine eiserne Klaue anschaffen; die wurde dann um das Handgelenk geschnallt und man konnte sehr wohl ein Gerät damit halten.

Aber Ole war willenlos geworden, es wurde ihm schwer, einen Entschluß zu fassen. Er trieb sich nach wie vor auf dem Hofe herum, obwohl der Verwalter mit ihm herumstief, um ihn wegzubekommen. Schließlich mußten sie seine Sachen über die Westgrenze des Hofes hinaussetzen; und da standen sie fast den ganzen Sommer. Er selbst lag in den Heden und bettelte sich Essen von den Leuten auf dem Hofe. So konnte es ja nicht weitergehen, wenn sich erst die Kälte einfand.

Aber dann eines Tages im Herbst waren die Sachen weg; Johanne Biehl — im täglichen Leben die Sau genannt

— hatte ihn zu sich genommen. Sie fühlte wohl auch die Kälte trotz all ihres Fettes und wie es im Volksmunde heißt: Zwei halten die Wärme besser als einer. Aber aus welchem Grunde sie es nun auch tun möchte, der lange Ole konnte seinem Schöpfer dafür danken. Es hing immer Speck in ihrem Schornstein.

Lasse und Belle sahen dem Umziehtag mit Spannung entgegen. Was für Leute würde er diesmal bringen — davon hing ja so viel ab. Außer dem Großnecht sollten sie einen neuen zweiten und dritten Knecht und ein paar neue Mägde bekommen — auf Steengården wechselte, was wechseln konnte. Karna, das Wurm, war ja gezwungen zu bleiben, sie hatte ihre alten Jahre auf die Jugend gesetzt und wollte durchaus da sein, wo Gustav war! Gustav blieb, weil Bodil blieb — ganz unmenschlich liebte er das Mädchen, obwohl sie es nicht wert war. Und Bodil selbst wußte wohl, was sie tat! Es konnte nie im Leben natürlich zugehen, wenn man sich wie sie in kostbare fertiggekaufte Kleider kleidete.

Lasse und Belle blieben ganz einfach, weil sie auf der ganzen Welt keinen anderen Ort hatten, wohin sie ihre Zukunft nehmen konnten. Das ganze Jahr hindurch machten sie Pläne, wie sie eine Veränderung vornehmen könnten. Aber wenn die Kündigungsfrist heranrückte, so wurde Lasse still und ließ sie vorübergehen.

In der letzten Zeit hatte er häufig davon geträumt, daß er sich wieder verheiraten wollte. Es lag etwas Gottverlassenes über diesem einsamen Dasein für einen Mann in seinem Alter; man wurde vor der Zeit alt und verbraucht, wenn man keine Frau und keinen Hausstand hatte, über die man Herr war. In der Heide, in der Nähe von Truder Kalle lag ein Haus, das er ohne Anzahlung bekommen konnte. Er erwog das alles mit Belle, und der Junge war Feuer und Flamme für alles Neue.

(Fortsetzung folgt.)

Anfiedler-Geschichten aus Nordland.

Von Andreas Haukland.

Frauenraub.

In dem Augenblick packte er sie beim Arm. Unwillkürlich, wie jemand, der sich im Schlaf wehrt.

Er öffnete die Augen und erwachte. Dieß Torbjörg aber nicht los. Sah sie nur an, während ihm die Hitze der Ruhe und der Sonne in Blut und Gehirn brannte.

Da sah er ihre Füße mit Büscheln grünen Grases zwischen den errötenden Beinen. Noch von der Benommenheit des Schlafes und der Wärme durchhaust, erblickte er ihre weißen Waden, rotgestreift von den peitschenden Halmen.

Sie folgte seinem Blick. Und lodend heiß im Kopf, sank sie in die Knie und zog ihre Beine unter sich. Zum ersten Male in ihrem Leben bebte sie vor Verlangen, sich zu verbergen.

Aber indem sie niederkniete, zog er sie mit dem Arm, mit dem er sie noch gepackt hielt, böllig zu sich herab.

Und ehe sie sich noch zum Widerstand sammeln konnte, sank sie sinnlos nieder und blieb liegen und bebte in seinen fast erdrückenden Armen.

Die Sonne sank tiefer und tiefer am Himmel. Sie achteten es nicht. Als er sie aus seinen Armen ließ, setzte er sich, die Beine unter den Leib gezogen und wackelte mit dem Körper hin und her, gleichsam wie im Takt mit seinen eigenen Gedanken.

So saß er lange. Seine Augen starrten fest auf einen Punkt. Hin und wieder bligte es wild in ihnen, ein Aufleuchten, das kam und ging. Seine Stirn war gerunzelt, daß die haarlosen Brauen wie eine Falte über den Augen hingen. Wenn das wilde Aufblitzen kam, war es als ob krampfhaftige Zuckungen über die gerunzelte Stirn liefen.

So saß er wortlos, während die Sonne sank.

Neben ihm lag das junge Mädchen. Sie berührte ihn ein paarmal leise mit der Hand. Mit einer lieblosenden Bewegung, voller Dank. Aber ihr Gesicht zitterte vor Hoffnungslosigkeit, als segelte sie unrettbar einem Abgrund entgegen. Sie erinnerte an einen, der sich auf das Stertebett legt, während ihm das Blut noch im Lebensjubel pocht.

So lag sie, blickte ihn an mit großen Augen, als hätte sie ihn nie zuvor gesehen. Und ließ dann wieder ihren Blick willentlos zum Kirchspiel hinüberstreifen, das in lichtblauer Dunkelheit unten im Tale lag und sich verdußerte unter den Firzen, wo der Wald sich des Abends in Schwarz hüllte. Ganz oben hob sich die blaue Silhouette der Fiefern vom roten Himmel ab.

Ein dünner grauer Nebel kam am Flußbett entlanggesidert und legte einen taufeuchten Silberschimmer über die Wiesen und die feinen Laubbüschel der Birken. Und der Espenhain am Bergeshang raffelte mit seinen runden Blättern wie weiße Silberfäden in dem blaubunkeln Abend.

Sie zudte plötzlich vor Kälte zusammen und berührte ihn mit der Hand, daß er sich nach ihr umwandte.

Da begegnete er ihrem hoffnungslosen Blick. Und er atmete plötzlich auf.

Seine Züge wurden fest vor Entschlossenheit.

Komm, sagte er und erhob sich.

Sie stand auf und folgte ihm.

Sie wanderten in den Wald hinein.

Barfüßig lief sie hinter ihm her. Er trabte mit kurzen Schritten über den Waldpfad zur Pferdekoppel. Dort angekommen, fing er zwei Pferde ein.

Sie stand und sah ihm zu und atmete hoch auf nach dem Lauf auf dem Waldpfade. Und wie sie dort stand, begann sie sich zu fragen:

Was wollte er?

Was sollte geschehen?

Da brach die Erkenntnis mit Eiseskälte über sie herein, daß dies Flucht sei. Fort von ihrem Heim sollten sie, um nie mehr zurückzukehren.

Und da wurde sie von Grauen ergriffen vor dem, was jetzt kommen müsse — von einem Grauen so stark, daß das Geschehene böllig ihrem Gedächtnis entschwand. Zu ihrem Vater heimzugehen erschien ihr leicht gegen das Eine: allein fortzuziehen mit diesem Manne. Sie sah ihn an, wie er, klein und starksehnd, sich mit den beiden Pferden abmühte. Sein Gesicht schien ihr manchmal vor Wildheit zu schäumen, wenn er sich vornüber oder hintenüber warf, um die Tiere zu bändigen, die vom langen Mühsiggang im Gebirge wild und ausgelassen geworden waren. Und sie empfand plötzlich einen tiefen Widerwillen gegen ihn. Die Scham darüber, daß er sie berührt hatte, jagte ihr wie Feuer über den ganzen Körper.

Das blonde Raffetier in ihr erhob sich und haßte diesen Fremden, der sie überrumpelt und genommen hatte.

Ihr Blut kausete, daß es ihr in den Ohren hämmerte. Und ihre Haut brannte und brannte wie Feuer vor Scham.

Tief aus ihrem Innern her jammerte ein Gefühl unendlichen Widerwillens als wäre es ein Tier, dem sie sich hingegeben hatte.

Als er mit den Pferden kam und sie auf das eine herausheben wollte, sagte sie hart:

Nein!

Und ihre Augen waren kalt und böse.

Aber er packte sie mit einem wilden Knurren, als seien es noch die Tiere, mit denen er kämpfte, und warf sie hinaus.

Er mußte einen Augenblick seine ganzen Gedanken auf das Pferd richten, packte es bei den Rüstern und zwang es, still zu stehen.

Als er wieder zu ihr hinaufblickte, sah er, daß sie hinabspringen wollte. Da riß er einen Lasso los, den er um die Hüfte trug.

Und während er auf die Zügel des Pferdes trat, daß es seinen Kopf tief auf das Feld hinabbeugen mußte, band er ihre Füße unter dem Bauch des Pferdes zusammen.

Nichts anderes war in seinem Gesicht zu sehen als ein wildes Gefühl des Kampfes.

Sie zerrte an ihren Fesseln, fühlte aber nur, wie ihr die Riemen ins Fleisch schnitten.

Da begann sie machtlos um Schonung zu bitten.

Aber er schwang sich auf das andere Pferd, ergriff das ihre beim Zügel und ritt davon.

Sie lag eine Weile mit dem Oberkörper auf dem Hals des Pferdes und schluchzte, daß die Tränen durch die dicke Nähnrießelten.

Aber allmählich wurde sie ruhig.

Einmal, als sie Halt machten, um eine Watestelle über den Fluß zu suchen, sagte sie zu ihm:

„Laß uns umkehren. Ich werde mit Vater reden. Dann werden wir uns schon kriegen. — Wir können ja auf Storrud wohnen,“ fügte sie hinzu, und nickte, als wäre es eine abgemachte Sache.

Er blickte sie mit den kleinen braunen Augen eine Weile lauernd an.

„Ja, wir können auf Storrud wohnen,“ sagte sie und ihre Augen bebten unter seinem Blick. —

„Wir können auf Storrud wohnen! Laß uns umkehren!“ sagte sie und geriet geradezu in Eifer.

Da verzog er die dünnen Lippen zu einem schiefen Lächeln, einem Grinsen, blinzelte ein paarmal mit den Augenlidern.

Und ritt dann weiter.

Ohne noch ein Wort weiter zu wechseln, ritten sie die Nacht und den folgenden Tag hindurch.

Erst am folgenden Abend machte er Halt, löste ihre Fesseln und hob sie vom Pferde.

Als er sie losließ, brach sie zusammen.

Die Beine waren ihr steif geworden, und sie fühlte sich böllig kraftlos vom Hunger und dem langen Ritt.

Er nahm den Pferden den Zaum ab, band ihnen die Vorderfüße zusammen und ließ sie los.

Es stand ein kleines Haus im Walde. Wie ein Taubenschlag sah es aus. Es war ein Pfahlgebäude, aber ein winzig kleines. Und es stand auf einem hohen Baumstumpf, daß weder Wolf noch

Bielstraß noch Bär oder andere Tiere des Waldes es erreichen konnten.

Er holte eine Leiter hinter einem danebenstehenden Baum hervor, lehnte sie gegen das Haus und kletterte hinauf.

Als er herunterkam, hielt er in jeder Hand einen gedörnten Renntierbug. Er schnitt ein großes Stück des besten Fleisches ab und gab es ihr.

Und sie begannen schweigend zu schlingen.

Bald darauf schliefen sie.

Am nächsten Tage ritten sie wieder weiter. So ging es mehrere Tage, bis sie auf der Ebene unter dem Gebirge Halt machten.

Da begann er den Wald zu roden und zu bauen. Und ehe der Herbst kam, stand ein Häuschen im Walde.

Er nannte seinen Hof Steinarstadt, und Jahr für Jahr baute er mehr Häuser und rodete den Platz größer und größer.

Lorbjörg half ihm. Sie überließ sich ihrem Schicksal und trug es mit Geduld.

Sie sprach wenig mit dem Manne, aber tat still ihre Arbeit.

Sie gebar ihm die beiden Söhne Orm und Brynjulv.

(Fortsetzung folgt.)

Der heilige Rock.

Deshalb erkläre ich, daß die Meinung, als sei es erlaubt, ein solches Mittel

des schärfsten Widerstandes im Rechte der Notwehr zu ergreifen, unrichtig ist. . . Weiter ist in den Ausführungen des Vorsitzenden die Meinung gefunden worden, daß jemand, der meint, das Auftreten der Behörde sei nicht rechtmäßig, wenngleich er sich im Irrtum befindet, in solchem Falle straffrei wäre. Da möchte ich mit allem Nachdruck erklären, daß diese Auffassung der preussischen und deutschen Auffassung nicht entspricht.

Justizminister Bessler im preussischen Abgeordnetenhaus, 2. Februar 1911.

Der Berliner Schutzmann Friedrich Wilhelm Lehmann war, wie alle Wächter der nationalen Ordnung in der Reichshauptstadt, aus Hinterpommern gebürtig und trug in sich noch immer die sprichwörtlichen Knochen eines Grenadiers jener Gegend. Wenn er in patriotisch besonders aufgeräumter Stimmung hoher Festtage, wie des Geburtstages seines allerhöchsten Kriegsherrn, gelegentlich behauptete, er sei nur aus Westpreußen, so war diese falsche Behauptung aus der Bescheidenheit zu erklären, die einen Berliner Schutzmann auszeichnet und die in solchen gehobenen Augenblicken sich selbst auf Kosten der amtlichen Wahrheit durchsetzt. Friedrich Wilhelm Lehmann war wirklich aus Hinterpommern. Trotzdem konnte er die Rede des preussischen Justizministers Bessler vom 2. Februar 1911, wenn auch etwas langsam, lesen und sie ward ihm von Stund an ein teurer Talisman in seinem aufreibenden Dienst.

Eines Tages sah Lehmann auf einer belebten Straße ein zehnjähriges Mädchen, offenbar niedrigen Standes, in frechem Diebstahlschritt vor sich hüpfen. Diese Schandung bürgerlicher Ruhe und Wohlfahrt hielt er mit seiner dienstlichen Instruktion für unvereinbar, und da er gerade sonst für sein durch Rost gefährdetes Schwert keine Verwendung hatte, eilte er von hinten auf das aufsäffige Kind zu und hieb ihm einigemal über den Kopf. Das unterließ nun zwar das anstößige Hüpfen, legte sich dafür aber auf das Straßenpflaster und bildete somit ein Verkehrshindernis, was durch einige weitere Hiebe gehandelt und beseitigt wurde. Um die Gruppe hatte sich ein andächtiger Menschenkreis gebildet. Klüglich drängte sich ein vielleicht 14jähriger Bursche durch die Menge und machte Miene, das Mädchen zu befreien. Entsetzt hielt ihn ein würdiger Greis fest. „Ich bin der Bruder“, schrie der unbesonnene Knabe. „Um so schlimmer“, versetzte der würdige Greis, „weist Du Unglücklicher denn nicht, was unser allverehrter Justizminister lehrt: daß es undeutsch und unpreussisch sei, einer Behörde, deren Handlungen jemand für unrechtmäßig hält, Widerstand zu leisten?“ Da blieb der Knabe zerknirscht stehen und sah wie die anderen dem Schauspiel zu. Das Mädchen aber wurde nach einiger Zeit noch lebend ins Krankenhaus verbracht.

Tags darauf schlug der Justizminister den Friedrich Wilhelm Lehmann als Kronzeugen echter preussischer und deutscher Auffassung für einen Orden vor, während der Bruder des Mädchens wegen Versuchs des Widerstandes gegen die Staatsgewalt in Fürsorgeziehung nach Nielschön verbracht wurde.

Ein andermal begegnete Friedrich Wilhelm Lehmann einem Mädchen älterer Art; es mochte schon 18 Jahre sein. Lehmann, menschenfreundlich und leutselig wie er war, ließ sich herbei, dieser nicht unebnen Frauensperson seine Reizung zu schenken. Diese aber, eine Frucht sozialdemokratischer Erziehung und Verhexung, leistete der Staatsgewalt offenen Widerstand. Da schleppte Friedrich Wilhelm die Unbotmäßige in einen dunklen Hausflur und lehrte sie, in milder Liebe, der Staatsgewalt, wenn auch sträubend, Gehorjam zu leisten.

Das Mädchen zeigte den Schutzmann wegen Vergeßlichkeit an und beschwor, daß Friedrich Wilhelm also an ihr gehandelt.

Lehmann klagte sie darauf des Meineids an und sagte vor Gericht, die alte Sau sei bei der Ausübung ihres unächtigen Gewerbes von ihm ertwischt worden und habe ihrer Verhaftung Widerstand geleistet.

Die alte Sau wurde wegen Meineids zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Der humane Vorsitzende krönte die Weinende: sie solle nach 15 Jahren ein Wiederaufnahmeverfahren erwirken, da könne sie möglicherweise freigesprochen werden.

Da der Schutzmann im Hausflur Kratzwunden auf seiner niedrigen, aber festen Stirn erhalten hatte, außerdem ihm ein Uniformknopf abgerissen war, wurde darauf gegen das Mädchen noch Anklage wegen Widerstand gegen die Staatsgewalt, tätlicher Beamtenbeleidigung, Körperverletzung, Sachbeschädigung und Aufruhrs erhoben. Als sie sich verteidigte, daß sie sich doch habe wehren müssen, setzte ihr der Vorsitzende auseinander, der Umstand, daß sie — die Wahrheit ihrer Behauptung selbst vorausgesetzt — geglaubt habe, Lehmann befinde sich nicht in regelmäßiger Ausübung seines Amtes, berechtige sie nach deutscher und preussischer Auffassung noch lange nicht, zu so scharfen Mitteln der Notwehr zu greifen, wie Fingernägel sie darstellen. Sie erhielt eine Zusatzstrafe von zwei Jahren Gefängnis.

In einem schönen Maiabend wandelte der Justizminister Bessler die Straße entlang. Er memorierte gerade eine Reichsgerichtsentcheidung, und tief in Gedanken verloren, blieb er stehen. Das sah Friedrich Wilhelm Lehmann, trat auf ihn zu und ärgerte höflich: „Willst du dich fortsetzen, Krummer Hund!“ Der Justizminister war so in dem Wahn des reichsgerichtlichen Urteils, daß er nichts sah und nichts hörte. „Ich mache dich kalt, dreigesäßes Aas“, fuhr Friedrich Wilhelm liebenswürdig, mit seltener Selbstbeherrschung fort. Bessler stand noch immer. „Wart, ich werde dir Pfeffer in dein A. . . Loch (Friedrich Wilhelm sprach auch die Punkte) streuen“, beschloß der Schutzmann seine ruhigen, aber vergeblichen Aufforderungen; und schon fielen die Hiebe hagelbicht auf das Haupt Besslers. Nun wachte er auf. Einen Augenblick griff er instinktiv nach seinem Bronning — ein paar wohlgezielte Schüsse! . . . Aber er fand sofort seine juristische deutsche und politische Auffassung wieder, und indem er der umstehenden Menge den Beweis seiner Seelengröße demonstrierte, zeigte er durch sein edles Vorbild, daß in der Tat niemand ein Recht auf Notwehr hat, bloß weil er sich einbildet, ein Schutzmann befinde sich nicht in rechtmäßiger Ausübung seines Amtes. Und Bessler rief inbrünstig: „Mehr, mehr!“ Das tat denn auch Friedrich Wilhelm Lehmann.

In der Klinik ergab die Sektion, daß an der Stelle, wo das Gehirnzentrum des Rechtsinnes sich zu befinden pflegt, ein leeres Loch war. Es konnte aber nicht festgestellt werden, ob das Loch nicht schon vorher da war, und Lehmann nur hineingestoßen hatte, wo schon nichts war. Jedenfalls war dieser Defekt mit die Todesursache. Friedrich Wilhelm hatte außerdem für eine ergiebige Auswahl anderweitiger Todesursachen Vorzeige getroffen.

Das letzte Wort Besslers verdient der Nachwelt erhalten zu werden: „Ich sterbe freudig auf dem Ehrenfelde preussischer und deutscher Rechtsauffassung, die von der Schmach der Notwehr nichts weiß.“

Darauf hatte er Friedrich Wilhelm Lehmann gesegnet.

Es war unserem Vertreter der uniformierten Ordnung amtlich bekannt geworden, daß in der NN-Straße ein Mann wohnte, der einestheils sozialdemokratische Gesinnung, andernteils einen Geldschrant hatte. Lehmann, der gerade Knapp bei Kasse war, entschloß sich, beide Uebelstände zu beseitigen. Als er jedoch, mit einigen kräftigen Fußritten, in die Wohnung eingedrungen war, entdeckte er in einem Winkel den zitternden unbotmäßigen Untertan und vor dem Geldschrant einen Menschen in Zivil, der beschäftigt war, das dort angehäufte Geld an sich zu nehmen. Sofort fühlte Friedrich Wilhelm sich als Hüter der staatlichen Geseze. Er schwang seinen Säbel. Da flüsterte der andere: „Halt, Kollege!“ und zeigte seine Marke. Die vorzeitige Konkurrenz empfand Friedrich Wilhelm nicht gerade angenehm. Aber schnell gefaßt, schlug er dem Kollegen vor, den Inhalt zu teilen. Das geschah auch. Aber bei dem Rückweg, schon auf der Treppe, brach ein Streit aus. Friedrich Wilhelm Lehmann behauptete, er sei heischummelt worden. Auf der Straße kam es zum Handgemenge: Lehmann hieb mit dem Säbel, der Zivil-Kollege mit dem bleiausgehoffenen Stod. Das sich dicht ansammelnde Publikum wußte natürlich, was es der Staatsgewalt schuldig sei und wollte seinem Lehmann zu Hilfe eilen. Da wies der andere die Marke vor, und die Menge wich zurück.

Der Fall war schwierig. Die preussische und deutsche Auffassung Besslers genügte hier nicht. Was war da zu tun? Beide durften als Polizeibeamte tun, was sie wollten, und befanden sich, soweit sie prügelten, offenbar in berechtigter Ausübung ihres Amtes. Aber soweit sie geprügelt wurden, ward beiden zweifellos Widerstand geleistet. Beide waren zugleich berechtigt und unberechtigt! Unter diesen Umständen blieb man neutral und mischte sich nicht ein. Als sie beide müde waren, hörten sie ohnehin auf.

Auch die vorgeesehenen Behörden kamen mit dem Problem nicht ins Reine. Wo hörte die berechtigte Prügelei auf und begann die unberechtigte Notwehr? Aber daß Friedrich Wilhelm Lehmann überhaupt seinen Vorgesetzten solche schwierige Denzprozesse aufnötigt,

macht ihn auf jeden Fall suspekt. Er wurde wegen Mißbrauchs der geistigen Amtsgewalt des Polizeipräsidenten strafverjagt — nach Bonn.

Wir kommen nunmehr zur letzten Station der Laufbahn Friedrich Wilhelm Lehmanns.

Eines Nachts unterlagte der Schutzmann einigen kraftstrotzenden Russen, die gerade ein paar Häuser in Brand legten, in Ueber-Spannung seines Dienstes, solches Vorhaben schäumender Jugendlust. Die Russen stürzten sich auf Friedrich Wilhelm Lehmann, traten auf ihn und suchten auch ihn ein wenig anzuzünden. In diesem Augenblick vergaß sich Friedrich Wilhelm so weit, daß er in höchst ungehöriger Weise: „Aber, meine Herren!“

Das Korps ließ diese Verschimpfung naturgemäß nicht auf sich sitzen. Es schrieb nach Berlin. Darauf wurde Friedrich Wilhelm Lehmann seines Amtes entsetzt und wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt, Verleumdung und Freiheitsberaubung zu einem Jahre Gefängnis verurteilt.

Der Nachfolger Beseleers führte später im preussischen Abgeordnetenhaus den Fall Lehmann als Beweis an, wie unberechtigt es sei, davon zu reden, daß der Schutzmann allmächtig sei. Allerdings trüge er einen heiligen Rock, aber das berechtige ihn keineswegs, die Blüte unserer Jugend in ihrem berechtigten Latendrang zu stören...
Kessr.

(Nachdruck verboten.)

Fakirkünste im Pflanzenreich.

Von Hermann Verdrow-Berlin.

Unter den Künsten der indischen Wäßer, von denen die Reisebeschreibungen älterer wie jüngster Zeit so manches Fabelhafte zu berichten wissen, erscheint das Lebendigbegraben- und Wiedererweckenlassen als eine der unglauwbärdigsten und rätselhaftesten. Und doch ist dies eine Kunst, die wir in jedem Herbst von unzähligen Mitgliedern des Pflanzenreiches sowie von zahllosen Wesen aus der höheren und niederen Tierwelt ausgeübt sehen. Der anscheinende Stillstand aller Lebensfunktionen ist ja in der Pflanzenwelt der gemäßigten und kalten Zonen der Normalzustand für die Dauer mehrerer Monate geworden und ist uns daher etwas so Alltägliches, daß es nicht verlohnte, darüber zu reden, wenn nicht die Pflanzen daneben in der sogenannten Samenruhe eine Erscheinung aufzuweisen hätten, die alle Fakirkunst, die sogar den hundertjährigen Schlaf Dornröschens weit hinter sich läßt.

Wenn der Same nach erlangter Reife die mütterliche Pflanze verläßt, ist er in den meisten Fällen außerstande, sofort zu keimen und den Kreislauf des Daseins aufs neue zu beginnen. Es gibt allerdings Beispiele, daß Samen schon am Mutterstod und in der noch hängenden Frucht keimen, aber das sind Ausnahmen. Im allgemeinen bedarf der Same zunächst einer kurzen oder längeren Ruhe im Schoß der Erde, der Samenruhe, während welcher die Lebensfunktionen genau wie bei dem begrabenen Fakir anscheinend sämtlich stillstehen. Das Erstaunliche an diesem Stillstand in der Pflanzenwelt ist die Länge, in gewissen Fällen Jahrzehnte und Jahrhunderte währende Dauer der Samenruhe.

Vor mehreren Jahrzehnten ging das Gerücht durch die Presse, daß aus ägyptischen Särgen der Pharaonenzeit stammende Weizenkörner, der sogenannte Mumienweizen, gekeimt seien und eine gewisse Weizenforte, den Wunderweizen, geliefert hätten, der damit zum Anbau empfohlen wurde. Das war Neblame, wie vergebliche Versuche mit sicher aus Mumienfärgen entnommenem Samen bewiesen haben. Wie aber steht es mit folgender Beobachtung? Th. von Heldreich, der Direktor des botanischen Gartens in Athen, sah selbst am Berge Laurion in Attika, daß dort nach dem Wegschaffen des seit dem Altertum lagernden, drei Meter mächtigen Minenabtraums ein Hornmohn, der bis dahin unbekannt gewesen war, und zugleich mit ihm in Menge die in Attika noch nicht gefundenen Silene juvenalis auftrat. Man kann sich auch dieser zuverlässigen Beobachtung gegenüber schwer entschließen, das Erscheinen jener beiden Pflanzenarten auf die Erhaltung entwicklungs-fähiger Samen aus dem Altertum zurückzuführen.

Und doch ist, wie aus vielen, überall zerstreuten Berichten hervorgeht, gerade der Aufenthalt im dunklen und feuchten Erdreich ein vorzügliches Mittel zur Konservierung der Pflanzenamen. In Frankfurt a. M. zum Beispiel erschienen auf dem Platz, den man durch Abtragen der Jahrhunderte alten Wälle gewonnen hatte, Mengen von Wickenkauf, und in Bremen nach Beseitigung der Festungswerke auf diesen Stellen zahlreiche Gänsefußpflanzen, deren reif eingekammelte Samen jedoch nicht wieder keimten, vielleicht, weil man ihnen nicht Zeit ließ. Brennnesseln wuchsen auf dem Erdreich, das ein Delonon aus einem hundertjährigen Keller zur seinen Acker schaffen ließ.

Doch wozu die Beispiele häufen, gegen deren Glaubwürdigkeit sich doch hin und wieder kritische Bedenken geltend machen lassen, da die Wissenschaft ganz einwandfreie Beweise für die erstaunliche Langlebigkeit der begrabenen Samen liefert. Professor A. Peter in Göttingen entnahm, um die vielfach behauptete Tatsache sicherzustellen, vegetationslosen Stellen des Waldbodens aus der Umgebung Göttingens Bodenproben aus 6' 11' 12' 13' 14' 15' 16' 17' 18' 19' 20' 21' 22' 23' 24' 25' 26' 27' 28' 29' 30' 31' 32' 33' 34' 35' 36' 37' 38' 39' 40' 41' 42' 43' 44' 45' 46' 47' 48' 49' 50' 51' 52' 53' 54' 55' 56' 57' 58' 59' 60' 61' 62' 63' 64' 65' 66' 67' 68' 69' 70' 71' 72' 73' 74' 75' 76' 77' 78' 79' 80' 81' 82' 83' 84' 85' 86' 87' 88' 89' 90' 91' 92' 93' 94' 95' 96' 97' 98' 99' 100' 101' 102' 103' 104' 105' 106' 107' 108' 109' 110' 111' 112' 113' 114' 115' 116' 117' 118' 119' 120' 121' 122' 123' 124' 125' 126' 127' 128' 129' 130' 131' 132' 133' 134' 135' 136' 137' 138' 139' 140' 141' 142' 143' 144' 145' 146' 147' 148' 149' 150' 151' 152' 153' 154' 155' 156' 157' 158' 159' 160' 161' 162' 163' 164' 165' 166' 167' 168' 169' 170' 171' 172' 173' 174' 175' 176' 177' 178' 179' 180' 181' 182' 183' 184' 185' 186' 187' 188' 189' 190' 191' 192' 193' 194' 195' 196' 197' 198' 199' 200' 201' 202' 203' 204' 205' 206' 207' 208' 209' 210' 211' 212' 213' 214' 215' 216' 217' 218' 219' 220' 221' 222' 223' 224' 225' 226' 227' 228' 229' 230' 231' 232' 233' 234' 235' 236' 237' 238' 239' 240' 241' 242' 243' 244' 245' 246' 247' 248' 249' 250' 251' 252' 253' 254' 255' 256' 257' 258' 259' 260' 261' 262' 263' 264' 265' 266' 267' 268' 269' 270' 271' 272' 273' 274' 275' 276' 277' 278' 279' 280' 281' 282' 283' 284' 285' 286' 287' 288' 289' 290' 291' 292' 293' 294' 295' 296' 297' 298' 299' 300' 301' 302' 303' 304' 305' 306' 307' 308' 309' 310' 311' 312' 313' 314' 315' 316' 317' 318' 319' 320' 321' 322' 323' 324' 325' 326' 327' 328' 329' 330' 331' 332' 333' 334' 335' 336' 337' 338' 339' 340' 341' 342' 343' 344' 345' 346' 347' 348' 349' 350' 351' 352' 353' 354' 355' 356' 357' 358' 359' 360' 361' 362' 363' 364' 365' 366' 367' 368' 369' 370' 371' 372' 373' 374' 375' 376' 377' 378' 379' 380' 381' 382' 383' 384' 385' 386' 387' 388' 389' 390' 391' 392' 393' 394' 395' 396' 397' 398' 399' 400' 401' 402' 403' 404' 405' 406' 407' 408' 409' 410' 411' 412' 413' 414' 415' 416' 417' 418' 419' 420' 421' 422' 423' 424' 425' 426' 427' 428' 429' 430' 431' 432' 433' 434' 435' 436' 437' 438' 439' 440' 441' 442' 443' 444' 445' 446' 447' 448' 449' 450' 451' 452' 453' 454' 455' 456' 457' 458' 459' 460' 461' 462' 463' 464' 465' 466' 467' 468' 469' 470' 471' 472' 473' 474' 475' 476' 477' 478' 479' 480' 481' 482' 483' 484' 485' 486' 487' 488' 489' 490' 491' 492' 493' 494' 495' 496' 497' 498' 499' 500' 501' 502' 503' 504' 505' 506' 507' 508' 509' 510' 511' 512' 513' 514' 515' 516' 517' 518' 519' 520' 521' 522' 523' 524' 525' 526' 527' 528' 529' 530' 531' 532' 533' 534' 535' 536' 537' 538' 539' 540' 541' 542' 543' 544' 545' 546' 547' 548' 549' 550' 551' 552' 553' 554' 555' 556' 557' 558' 559' 560' 561' 562' 563' 564' 565' 566' 567' 568' 569' 570' 571' 572' 573' 574' 575' 576' 577' 578' 579' 580' 581' 582' 583' 584' 585' 586' 587' 588' 589' 590' 591' 592' 593' 594' 595' 596' 597' 598' 599' 600' 601' 602' 603' 604' 605' 606' 607' 608' 609' 610' 611' 612' 613' 614' 615' 616' 617' 618' 619' 620' 621' 622' 623' 624' 625' 626' 627' 628' 629' 630' 631' 632' 633' 634' 635' 636' 637' 638' 639' 640' 641' 642' 643' 644' 645' 646' 647' 648' 649' 650' 651' 652' 653' 654' 655' 656' 657' 658' 659' 660' 661' 662' 663' 664' 665' 666' 667' 668' 669' 670' 671' 672' 673' 674' 675' 676' 677' 678' 679' 680' 681' 682' 683' 684' 685' 686' 687' 688' 689' 690' 691' 692' 693' 694' 695' 696' 697' 698' 699' 700' 701' 702' 703' 704' 705' 706' 707' 708' 709' 710' 711' 712' 713' 714' 715' 716' 717' 718' 719' 720' 721' 722' 723' 724' 725' 726' 727' 728' 729' 730' 731' 732' 733' 734' 735' 736' 737' 738' 739' 740' 741' 742' 743' 744' 745' 746' 747' 748' 749' 750' 751' 752' 753' 754' 755' 756' 757' 758' 759' 760' 761' 762' 763' 764' 765' 766' 767' 768' 769' 770' 771' 772' 773' 774' 775' 776' 777' 778' 779' 780' 781' 782' 783' 784' 785' 786' 787' 788' 789' 790' 791' 792' 793' 794' 795' 796' 797' 798' 799' 800' 801' 802' 803' 804' 805' 806' 807' 808' 809' 810' 811' 812' 813' 814' 815' 816' 817' 818' 819' 820' 821' 822' 823' 824' 825' 826' 827' 828' 829' 830' 831' 832' 833' 834' 835' 836' 837' 838' 839' 840' 841' 842' 843' 844' 845' 846' 847' 848' 849' 850' 851' 852' 853' 854' 855' 856' 857' 858' 859' 860' 861' 862' 863' 864' 865' 866' 867' 868' 869' 870' 871' 872' 873' 874' 875' 876' 877' 878' 879' 880' 881' 882' 883' 884' 885' 886' 887' 888' 889' 890' 891' 892' 893' 894' 895' 896' 897' 898' 899' 900' 901' 902' 903' 904' 905' 906' 907' 908' 909' 910' 911' 912' 913' 914' 915' 916' 917' 918' 919' 920' 921' 922' 923' 924' 925' 926' 927' 928' 929' 930' 931' 932' 933' 934' 935' 936' 937' 938' 939' 940' 941' 942' 943' 944' 945' 946' 947' 948' 949' 950' 951' 952' 953' 954' 955' 956' 957' 958' 959' 960' 961' 962' 963' 964' 965' 966' 967' 968' 969' 970' 971' 972' 973' 974' 975' 976' 977' 978' 979' 980' 981' 982' 983' 984' 985' 986' 987' 988' 989' 990' 991' 992' 993' 994' 995' 996' 997' 998' 999' 1000

größere Weibeflächen einnehmen. Diese Proben wurden mit aller erdenklichen Vorsicht gegen das Einschleichen von frischen Samen in Kulturkästen sich selbst überlassen und lieferten fast ausschließlich eine Acker- und Weibeflora, obwohl die Aufforstung der betreffenden Orte vor 20 bis 48 Jahren erfolgt war, während ein Kontrollboden aus einem Forststück, das 100jährige Buchen trug und stets Buchenwald gewesen war, nur Laubwaldbpflanzen ergab. Es enthielten alle untersuchten Waldböden, die von vegetationslosen Stellen in dichten, tiefschattigen Beständen entnommen wurden, verborgene, lebende Pflanzenkeime. Sie ergaben normale Pflanzen mit normalem Eintritt der Lebensphasen, obwohl sie 20 bis 48 Jahre im Boden geruht haben mußten. Im allgemeinen erwichen die innere Kraft der Keimungsvorgänge bei dem ruhenden Samen etwas schwächer als bei frischen.

So mögen im Boden unzählbare Samenkörper der Auferstehung harren. Unbestimmt um das Wachen und Spritzen der Jhrigen oben im Licht schlummern sie — nicht den ewigen, den Todeschlaf, sondern stets bereit, zu neuem Dasein zu erwachen, sobald ein günstiger Zufall dazu die erforderlichen Bedingungen schafft. Wie lange mögen sie so im Fakirschlummer ruhen können, bis der endgültige Auflösungsprozeß eintritt? Kein Forscher und kein Weiser vermag darauf Antwort zu geben.

Direkte Versuche über die Langlebigkeit der Pflanzenamen hat der französische Botaniker P. Bequerel in Gemeinschaft mit Alphonse de Candolle angestellt. Die Forscher verfügten über eine große Anzahl von Sämereien aus dem naturgeschichtlichen Museum in Paris, deren Ankunftsdatum im dortigen Laboratorium genau bemerkt war. Es handelte sich um beinahe 500 Arten aus 80 wichtigen Familien, Samen im Alter zwischen 25 und 135 Jahren.

Diese Samen, gewöhnlich zehn von jeder Art, wurden sorgfältig präpariert, auf feuchter Baumwolle in mit Glascheiben bedeckten Gefäßen länger als einen Monat der ständigen Temperatur von 28 Grad ausgelegt. Unter den Monokotylen, den Gräsern, Linen, Palmen und Liliartigen, gelangte merkwürdigerweise nicht ein einziger Same zum Keimen. Unter den Dikotylen lieferten vier Familien, Schmetterlingsblütler, Nelumbien, Malvengewächse und Lippenblütler, Keimerfolge. Von neunzig Arten der erstgenannten Familie keimten achtzehn, darunter eine Kasse, von deren 87 Jahre alten Samen noch drei aufgingen, ferner eine Weißleeart mit 84 Jahren, Klee von 68, Linen von 65 Jahren bis zu Samen von 37 und 28 Jahren herab. Aus den anderen Familien zählten die ältesten noch keimfähigen Samen 56, 64 und 77 Jahre.

Dieses Versuchsergebnis ist um so erstaunlicher, als die Versuchsbedingungen alles andere, nur nicht naturgemäß waren.

Wenn nun die Samen gewisser Pflanzen unter nicht einmal günstigen Erhaltungsbedingungen noch nach zwei bis drei Menschenaltern nicht gestorben waren, so läßt das auf eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit dieser anscheinend so arten Organismen schließen. Aber die Samen vermögen noch viel härtere Prüfungen siegreich zu bestehen, Prüfungen, denen auch der gediegenste Fakir sich schwerlich unterwerfen dürfte. P. Bequerel hat gewisse Samen Versuchen ausgelegt, die das Leben der Keime nicht nur verlangsamten, sondern völlig aufheben mußten. Er prüfte zu dem Zwecke die vereinigte Wirkung völliger Austrocknung, gänzlichen Luftab schlusses und stärkster Kälte an den Samen der Luzerne, des weißen Senfs und des Weizens. Um die Samen diesen drei Agentien möglichst zugänglich zu machen, wurde die Samenhaut durchbohrt. So wurden sie sechs Monate lang im luftleeren Raum in Gegenwart von Aethyläther, der jegliche Feuchtigkeit aufsaugt, unter 40 Grad Wärme ausgetrocknet, bis kein Gewichtsverlust durch Wasserabgabe mehr eintrat. Hierauf in luftleer gemachte Glasröhren eingeschmolzen, wurden die Samen zunächst drei Wochen lang der Temperatur der flüssigen Luft und dann noch 77 Stunden der Kälte des flüssigen Wasserstoffs (— 253 Grad) ausgelegt. Als man sie danach bei 28 Grad zum Keimen auslegte, gingen nach einigen Tagen alle Senf- und Luzerneamen und von den fünf Weizenkörnern vier auf.

Mag man nun bei den schlafenden Samen einen wein auch auf das Mindestmaß herabgedrückten, ungemein verlangsamten Lebensprozeß annehmen, so muß man bei den leibbeschriebenen Versuchen doch wohl von einer Wiederbelebung toter Samen sprechen; denn ein noch so verlangsamtes Leben erscheint unter den genannten Bedingungen ausgeschlossen. Ohne Wasser, ohne Sauerstoff, bei einer unweit des absoluten Nullpunkts befindlichen Temperatur und einem minimalen Atmosphärendruck wird das Protoplasma so starr, hart und unartig wie Stein. Der für die physikalisch-chemischen Vorgänge der Assimilation und Stoffabgabe notwendige kolloidale Zustand der Lebensmasse ist aufgehoben, die Kontinuität der Lebenserscheinungen völlig unterbrochen, und doch stellt diese Kontinuität sich wieder her.

Die Bedeutung dieser Versuche für die Lehre vom Lebendigen ist kaum abzusehen. Sie erlauben ferner den Schluß, daß die Kälte und Luftdünne des Weltraums keine Hindernisse für die Verbreitung der Lebenskeime von Gestirn zu Gestirn wären.

Was will es einer solchen Widerstandsfähigkeit gegenüber bedenten, wenn feilweise oder ganz erstorbenen Pflanzen ohne Schaden wieder zum Leben erwachen!